

Wohnen und Wandern, Frieden und Streit

Predigt zum Semestereröffnungsgottesdienst: 18.10.2021, 19.00h, St. Michael/Würzburg

Lk 10,1-9: Die Aussendung der Zweiundsiebzig

Prof. Dr. Matthias Remenyi

---

Liebe Schwestern und Brüder im Glauben,

ich weiß nicht, ob es Ihnen genauso erging wie mir: Ich habe mich sehr auf diesen Gottesdienst und den anschließenden Welcome-Back-Abend gefreut. Und zugleich war ich ein wenig unsicher, wie das wohl werden wird. Drei Semester digitale Distanz sind eine lange Zeit, die hat ihre Spuren hinterlassen. Noch ist unklar, was die Pandemie und die durch sie bedingten Einschränkungen mit uns als Personen, aber vor allem mit unserem Miteinander gemacht haben. Es fühlt sich alles noch ein wenig fremd an.

Zugleich ist klar, dass die Entscheidung, wieder mehr Präsenz zu riskieren, die richtige ist. Auch wenn die digitale Lehre insgesamt erstaunlich gut funktioniert hat: Zu stark haben vor allem Sie, liebe Studierende, unter der erzwungenen Isolation gelitten. Vergangene Woche ging ein Artikel der FAZ online, der von den „Vergessenen der Pandemie“ handelt. Gemeint sind Sie, die Studierenden. Manche von Ihnen sind nun im 4. Semester und haben noch nie einen normalen Uni-Alltag erlebt. Manche sind paradoxerweise darüber krank geworden, dass wir uns vor Corona schützen mussten. Der Preis, den wir alle zahlen mussten, um die vulnerabelsten Gruppen unserer Gesellschaft zu schützen und das Gesundheitssystem nicht kollabieren zu lassen, war hoch. Denn universitäres Forschen, Lehren und Lernen ist ja viel mehr als nur kognitive Stoffdurchdringung. Der Stoff wird doch nur dann im Wortsinn „begriffen“, wenn er mit Herz und Hirn durchgeknetet wird – und das heißt: wenn er mit anderen diskutiert und kritisiert wird, wenn er analysiert, ggf. auch destruiert und neu synthetisiert wird, vor allem aber: wenn er auf die je individuelle Wirklichkeitssituation appliziert wird. Dazu brauchen wir einander, und dazu brauchen wir einander leibhaftig. So ist es einfach gut, dass es wieder los geht. Aber lassen Sie uns dieses Quäntchen Fremdheit, das uns noch umtreibt, hegen und pflegen: es wird uns helfen, achtsam, fürsorglich und sensibel miteinander umzugehen. Und wir wissen nicht, was der Herbst noch für coronabedingte Geschmacklosigkeiten bereithalten wird. Die Zahlen gehen ja, wie die ganz aktuellen Daten zeigen, wieder nach oben.

Wir leben in einer Zeit des Umbruchs. Das gilt für die pandemische Situation, die nun allmählich endemisch werden wird. Wir werden lernen müssen, mit ihr zu leben. Die Zeit des Umbruchs gilt aber auch für die kirchliche und gesellschaftliche Großwetterlage. Der Vergleich mit der Reformation im 16. Jahrhundert macht die Runde. Die Rede ist auch vom Ende der Konstantinischen Ära. Auch wenn man mit historischen Vergleichen vorsichtig sein sollte: Da ist sicher was dran. Eine Gestalt von Kirche, mit der wir groß geworden sind, und die Sie und mich wohl auch zum Theologiestudium geführt hat, geht – so viel ist gewiss – unwiederbringlich zu Ende. Die Prozesse sind schon lange im Gang, sie reichen weit hinter das II. Vaticanum und eigentlich bis tief ins 19. Jahrhundert hinein. Die aktuelle Corona-Pandemie und die seit Jahren weltweit schwärende, vielgestaltige Missbrauchskrise bzw. der so desaströse Umgang zentraler leitender kirchlicher Akteure mit ihr wirken da nur als Brandbeschleuniger.

Umbruchszeiten sind Unsicherheitszeiten. Es sind Zeiten, die sowohl eine hohe Ambiguitätstoleranz als auch einen klaren inneren Kompass erfordern. Und beides zugleich ist nicht immer leicht zu haben. Beidem, der inneren Entschiedenheit wie der geistigen und geistlichen Weite, dient das Studium, aber beides muss auch intellektuell wie existentiell errungen werden, jeden Tag aufs Neue. Also, auch wenn es abgedroschen klingt: wahrlich herausfordernde Zeiten, in die Sie, in die wir als Fakultät hier und heute hineingestellt sind.

Altes, Liebgewonnenes ist unwiederbringlich vorbei, das Neue ist noch nicht einmal erahnbar. Mitten da hinein spricht das heutige Evangelium zu uns von der Aussendung der zweiundsiebzig Jüngerinnen und Jünger. Der Text ist erkennbar auf die frühchristliche Gemeindeftheologie und ihre Missionsbemühungen hin gemünzt, auch wenn der Evangelist die Szene in die Zeit des irdischen Jesus hineingelegt hat. Das Stück bietet keine Handlungserzählung, sondern eine Rede Jesu an seine Jüngerinnen und Jünger, die weniger eine stringente Argumentation, sondern vielmehr eine Sammlung von Sprüchen, Ratschlägen und Anweisungen enthält. Lassen Sie uns erproben, was uns das heute, zu Beginn dieser Vorlesungszeit, zu sagen hat.

Zwei große Themenkreise klingen durchgängig an, zwei Spannungsbögen, die sich überschneiden und überlagern: die Spannung zwischen Wohnen und Wandern und die Spannung zwischen Frieden und Streit. Schon die Zahl der Ausgesendeten ist programmatisch. Zweiundsiebzig ist eine Zahl der Fülle, sie steht symbolisch für alle Völker der Erde. Zweiundsiebzig, das heißt: Gesendete sind wir alle, jede und jeder einzelne. Unausweichlich. Wir alle sind Wanderer zwischen den Zeiten, Botinnen einer Nachricht. Wir müssen nur überlegen, was der Weg, den wir gehen, und welches die Botschaft, für die wir stehen, sein soll. Zweiundsiebzig, das heißt aber auch: Die Sendung ist universal. Sie duldet keine Einschränkung, keine

esoterische Limitation, keine exklusivistischen Ausschließungsregeln. Sie gilt allen. Bis weit hinter den Horizont, bis an die Enden der Erde.

Wofür wollen Sie eintreten? Was ist Ihnen heilig? Was ist der Satz aus der Schrift, der Sie ergriffen hat, den Sie im Herzen begriffen haben und in dem sich für Sie die Botschaft Jesu bündelt? Und wie können wir diese unsere Herzenssätze des Evangeliums so leben und so sprechen, dass sie einladen und dem Leben dienen – und es nicht klein halten und verkümmern lassen? Wie erwehren wir uns der Gefahr, dass in Zeiten grassierender Identitätssucht unsere Kirche um einer vermeintlichen Profilschärfe willen zur Sekte verkommt? Nehmen Sie sich in diesem Semester Zeit, den Stoff der Lehrveranstaltungen auch auf diese Fragen nach dem Kern hin durchzuforschen. Und tun Sie sich dabei zu zweien oder zu dritt zusammen. In kleinen Gruppen sind die Jüngerinnen und Jünger gesendet. Die Einzelkämpferexistenz, das Eigenbrötlerdasein steht uns Christinnen und Christen nicht gut zu Gesicht. Wir brauchen einander.

„Die Ernte ist groß, aber es gibt nur wenig Arbeiter“. Eigentlich ein seltsames Bild. Es steht für das Gericht. Aber es ist doch ein Hoffnungsbild. Die Ernte steht an, die satten Früchte sind schon reif. Wir haben nicht gesät und dürfen doch zur Ernte beitragen. Wenn nur nicht diese latente Überforderung wäre: Wir sind so wenige. Es ist nie genug. Nie gab es mehr zu tun – ein Satz, mit dem man nicht nur (wie die Posterboys von der FDP) Wahlwerbung machen, sondern an dem man auch verzweifeln kann. Da ist es gut, den zweiten Satz mitzulesen: „Bittet also den Herrn der Ernte, Arbeiter für seine Ernte auszusenden!“ Es ist das Grundgesetz der Gott-Mensch-Interaktion: Tue das Deine, aber vertraue auf Gott. Verzweifle nicht. Brenne, aber brenne nicht aus. Fürchte dich nicht. Wisse, dass alles Tun hineingetaucht ist in den eschatologisch gewissen Horizont der guten, reichen Ernte. Aber wisse auch, dass das einzige Erntewerkzeug, das wir haben, die Bitte ist. Die Autorität der Christinnen und Christen liegt in der Epiklese, im Gebet, in der Bitte – nicht im Machtwort. *Auctoritas*, Autorität durch glaubwürdiges Zeugnis des Lebens, nicht *potestas*. Und wenn uns doch durch unsere sozialen Rollen Macht gegeben ist, dann sollen wir sie transparent und verantwortlich gebrauchen und nicht durch frömmlerisches Amt-ist-Dienst-Gerede überkleistern. Im Letzten aber gilt: Die *potestas* ist alleine Gottes, des Herrn der Ernte. Ihm sollten wir sie auch überlassen. Es ist Zeit, dass wir uns wieder neu auf die Freiheit der Kinder Gottes besinnen. Gerade in schweren Zeiten gilt es, die Leichtigkeit einzuüben.

Und dann der Imperativ: „Geht!“ Raus mit Euch! Ab, weg von hier und mitten hinein ins Leben! Wie Schafe mitten unter Wölfe sind wir gesendet. Kein sehr harmonisches Bild. Eher Streit denn Frieden. Aber wer sind die Wölfe? Gewiss oft genug die inneren Raubtiere unserer Furchtsamkeit und unserer Herzensträgheit. Oft genug die äußeren Konventionen,

denen wir uns beugen und das Alte, das wir um jeden Preis bewahren wollen. Auch wenn die diversen *social media*-Kanäle klare Kante, Dualismen und Polaritäten befördern: Es ist nicht immer ganz ausgemacht, wer in diesem großen Spiel der Wolf und wer das Schaf, wo das Innen und wo das Außen ist. Sicher ist nur: Wandern in Christi Namen ist das Gegenteil von behaglichem Lustwandeln im Abendsonnenschein. Kein Geld, keine Vorräte, nicht einmal Schuhe. Niemand grüßen, sich von nichts und niemandem ablenken lassen. Auch hier wieder: eine Radikalität der Sendung, die erschauern lässt. Aber die zugleich die heilsame Frage provoziert: Was bindet mich, raubt mir Zeit und Energie, was gaukelt mir vielleicht auch eine Sicherheit vor, die mir in diesem Status des Wanderns gerade nicht gegeben ist, – und hält mich so von dem ab, um was es mir doch eigentlich gehen soll? Was also erfüllt mir wirklich das Herz und das Hirn, und macht nicht nur die Tasche voll? Was ist von Wert, und was soll zählen dürfen in meinem Leben?

Schließlich, der letzte Punkt: vom Wandern zum Wohnen, wenigstens temporär. Ein Wohnen auf Zeit in den Häusern und den Städten unserer Welt. Das ist das Geheimnis einer sakramentalen Existenz, dass wir zum Gast des Gastes werden, dass wir das Eigene im Fremden empfangen, dass wir verkünden, indem wir uns mit unserem Leben aussetzen. Das klingt ein wenig theologisch-theatralisch, ist aber sehr nüchtern: Die Wirklichkeit annehmen, so wie sie ist. Essen, was man uns vorsetzt. Arbeiten, was eben zu tun ist. Und doch mit unserer ganzen Existenz von dem erzählen, was uns kostbar und heilig ist. In Tat und Wort. Den Frieden Gottes herabrufen über die Nöte und Sorgen unserer Zeit – und uns dabei selbst getröstet wissen dürfen. Die Kranken an Leib und Seele heilen, so gut wir es eben vermögen – und unsere eigene Unfertigkeit dabei Gott hinhalten, dass auch sie heil werden möge. Von der Hoffnung erzählen, die uns am Leben hält – und damit gegen die Kreuzesohnmacht ansprechen, die alles Tun und Hoffen zu unterspülen droht: dass das, was ist, nicht alles ist. Dass wider dem Augenschein ein Sinn in allem Unsinn steckt. Dass im Ende der Anfang zwar verborgen, aber schon am Knospen ist. Dass das Reich Gottes nahe herbeigekommen ist. Es ragt schon mitten hinein in unsere Häuser, in unsere Städte. Übrigens: auch in unsere Uni, in unsere Hörsäle und Seminarräume, in unsere Büros und unsere Studierzimmer. Dass wir seinem Wachsen nicht im Wege stehen, dazu segne uns der allmächtige Gott. Amen.